



PAOLO
RUMIZ
DER
**LEUCHT
TURM**

DERNA
FolioVerlag

gegen den Sog des Nichts zu leisten. Wenn man hier allein ist, läuft man wahrscheinlich wirklich Gefahr, verrückt zu werden. Fast automatisch führt man Selbstgespräche, und es fällt einem gar nicht auf, dass man es nur deshalb macht, weil man einen Doppelgänger an der Seite hat, so etwas Ähnliches wie einen Schutzengel. Ich spüre ihn sogar jetzt: Wenn ich die Augen öffnete, würde ich ihn am Kopfende des Bettes sitzen sehen. Als ich gestern vor dem Regen die Insel erforschte, drehte ich mich zweimal um, um festzustellen, wer hinter mir ging, aber da war niemand.

Es weht ein unangenehmer, feuchter und hinterhältiger Levante, er verursacht ein klagendes Geräusch, lässt die Seelen der Toten wandern und jagt dich in die unerforschten Höhlen deines Ichs.

Angesichts der Unendlichkeit der Natur bist du hier ein elendes Nichts. Anders als der Gregale oder die Bora macht er dich nicht fröhlich, reinigt nicht die Seele und die Gedanken. Und er ist auch nicht wie der Mistral, der dich auf seinem Andante maestoso dahinsegeln lässt. Heute Abend empfinde ich das, was man um jeden Preis vor uns zu verbergen sucht und was uns vor dem Schiffbruch retten würde: das Gefühl der Grenze. Ich denke, wie gut uns doch ein wenig gesunde, abergläubische Angst vor dem Zorn Gottes – oder der Götter – tun würde, dann würden wir von diesem obszönen Dünkel genesen, der gedeiht, wenn man sich in der Welt voll Lärm und Verantwortungslosigkeit sicher und satt fühlt.

Gesegnet seist du also, du Levante, in dieser schwarzen Nacht. Lass mich diesen

wohltuenden Schrecken bis zur Neige auskosten, wo ich allein bin in diesem Meer, das von zu vielen Netzen kaputtgemacht worden ist. Ja, ich habe gut daran getan, mich allein aufzumachen, die erste Reise in meinem Leben anzutreten, bei der ich mich nicht vom Fleck rühre.

Fünf Uhr morgens. Ich höre den Kapitän die Treppe herunterkommen, er öffnet und schließt die Eingangstür. Ich sehe ihn undeutlich durch das vom Regen gepeitschte Küchenfenster. Bei derart starken Sturmböen kann man nur auf der Westseite des Leuchtturmes hinausschauen, das ist die einzige geschützte Seite des mächtigen viereckigen Sockels. Er läuft im Sturm zur Wetterstation, um wie jeden Tag die Daten abzulesen. An einem Ort, wo nichts passiert,

ist die Uhrzeit tatsächlich das Erste, was man abliest. Die Wetterstation registriert das Universum. Auch unser schlechtes Gewissen.

Die Sicht wird besser. Die Nacht ist nicht mehr pechscharf, hinter den Wolken leuchtet matt ein unsichtbarer, bereits im Abnehmen begriffener Mond, er wandert Richtung Horizont. Darunter ziehen parallele Wolken von Osten nach Westen, in derselben Richtung wie diese langgezogene Insel. Eine Szene wie bei Walfängern in Nantucket. Allerdings kommt der Wind nicht vom Atlantik her, sondern aus der anderen Richtung. Trotz des Regens ist die Luft hart, als würde man mit einer Karawane die Wüste durchqueren, der Wind pfeift nicht in den Türspalten, sondern reißt an den Fenstern, lässt die Segel des Himmels knattern, schlägt auf eine Trommel – oder vielleicht auf einen

Gong – von planetarischen Ausmaßen. Ein Wind, der nach Orient riecht.

Der Chef ist in seine Behausung zurückgekehrt, ich sehe ihn durch die halb offene Tür ganz hinten im Gang in der Küche sitzen. Er raucht wie ein Schlot, gedankenverloren, mit auf dem Tisch aufgestütztem Ellbogen und ganz leise gedrehtem Radio, er hört alte Schlager. Er hat mir angekündigt, was es zum Ostermahl geben wird: Rindssuppe und Kalbsbraten mit Kartoffeln (bei offiziellen Festtagen gönnen sich Seeleute ausnahmsweise Fleisch). Aber er hat mir bereits ein halbes Dutzend Goldbrassen und die Zutaten für eine Drachenkopfsuppe (den Drachenkopf des Tyrrhenischen Meeres) in die Tiefkühltruhe gelegt. Für die Tage danach natürlich. Mein Beitrag zum Fest sind bunte Ostereier, eine